

Zeitschrift: Die Berner Woche
Band: 28 (1938)
Heft: 49

Artikel: Daniel Pfund [Fortsetzung]
Autor: Huggenberger, Alfred
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-649378>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

„Nicht wahr? Das sage ich auch. Aber er meint nun einmal, das sei seine Weltanschauung, und ihm liege nichts daran, für das Gefindel in der Tiefe etwas zu leisten.“

„Wenn alle Menschen, in denen Großes auf Entfaltung wartete, das gesagt hätten, dann stünde das Gefindel, wie der Vater sagt, heute noch auf der Stufe der Armen. Und, Nina, das Gefindel ist gut, ich glaube daran. Trotz Kriegen, Geheimverträgen, trotz Diplomaten, Politikern und Rüstungsindustrie.“

„Ich glaube es ja auch. Aber Vater — nun, du wirst selbst hören.“ Wir traten in den Küchenraum, ins Freie. Beni saß noch immer auf seinem Felsenerker und nebelte, aber Gian Padrutt war nicht da.

„Dorthin ist er gegangen“, deutete er mit der Pfeife gegen Süden, nachdem er Nina höflich begrüßt hatte. „Ganz plötzlich ist er dort verschwunden. Als wenn er was gehört oder gesehen hätte.“

Fortsetzung folgt.

Daniel Pfund

Erzählung von Alfred Hugenberg.

Daniel Pfund hätte in der Folge noch mehrmals Gelegenheit gehabt, vom Kalkader wegzukommen.

Der eine bot ihm mehr Lohn an; der andere meinte, so gut wie beim Bani lebe man bei ihm daheim auch.

Aber Daniel ließ ein Jahr nach dem andern vorbeigehen; es paßte ihm nie. Wenn es Frühling war, sagte er, so etwas würde sich schlecht schicken; jetzt, da die Arbeit auf allen vieren daher komme. Wenn's auf den Winter ging, meinte er, es wäre nun doch dumm, wenn ein anderer im warmen Stall hantieren und das schöne Heu und Emd verfüttern dürfte, nachdem es ihn so viel Schweiß gekostet, bis die letzte Handvoll gutgewittert unter Dach und Rasen gekommen sei. Dann wieder wollte er noch erst sehen, wie sich die neuen Aepfelsorten machen würden, die er im Baumgarten auf zwei halbgewachsene Bäume gepropft.

Selbst als ihm der Verwalter auf Schloß Steineren die Stelle eines Meisternachbarn anbot, brachte er's nicht übers Herz, zuzusagen. Heinrich Leubli machte ihm deshalb nachher Vorstellungen. Da gab ihm Daniel bestimmt zum Bescheid: „So lang die Giesi im Stall steht, kann ich nicht weg. Sie ist jetzt alt, und man muß viel Geduld mit ihr haben, besonders im Füttern; wegen den Zähnen. Ausladen darf man auch nicht mehr wie früher, und wenn nun da so ein Kamel sie in die Hände bekäme, müßte sie für alles, was sie geschafft hat, noch krummes Luder heißen.“

Einmal, er mochte damals etwa fünfunddreißig zählen, saß Daniel an einem Sonntagnachmittag im oberen Kerstehof in der „Ilge“. Da setzte sich der Ilgenwirt zu ihm:

„Du, Daniel — diesmal wüßt ich dir einen Schick! Du glaubst nicht, wer nach dir gefragt hat: des Rüblibauern Sophie! Ob du nicht vielleicht den Platz wechseln würdest? Sie sollten notwendig so einen soliden, braven Knecht haben, dem man alles überlassen könnte.“ Er zwinkerte lustig mit den Augen: „Versteh mich wohl: dem man alles überlassen könnte! — Daß die Sophie mit der Zeit auch gern heiratspeln würde, das kann ihr niemand verargen. hm — da wäre ja dann gut helfen, hähä! Wie einen Erdapfel bekämst du sie! Was könnte der Alte nachher machen? Und ich sag dir: der steht gut!“

Daniel hob die Achseln ein wenig.

„Die Sophie gefällt mir nicht.“

„Du hast sie nur von außen gesehen.“

„Und nicht nur wegen dem. Es schickt sich mir nicht. Ich fang mit dem Weibervolk nicht zweimal an.“

Der Ilgenwirt drehte sich halbwegs um und lachte laut heraus.

„Was? Wegen einer Grille eine solche Gelegenheit verpassen? Besinn dich eh! Eine Frau ist eine hübsche Sache im Hause.“

Aber Daniel schüttelte den Kopf. „Es schickt sich mir nicht. Auch wenn das andere nicht wäre. Der Bani ist wieder ganz schlecht zu weg und die Meisterin hat auch schon zu viel geschafft. Der Gottlieb macht jetzt am Heiraten herum und ist am Sonntag nie daheim. Da muß doch jemand zur Sache sehen.“

Der Wirt stand auf und lief von ihm weg. „Dir ist nicht zu helfen. Du bist halt so einer.“

„Ja, so einer bin ich“, bestätigte Daniel lachend.

Im gleichen Jahre, da Gottlieb die Lina Steger vom untern Kerstehof heimgeführt hatte, legte sich Bani, der Meister, hin und starb. Kaum vier Wochen darauf folgte ihr Frau Babette. Sie legte es Daniel noch auf dem Todsbette ans Herz, doch ja noch ein paar Jährchen auf dem Kalkader zu bleiben. Wenigstens bis die Kinder ein wenig entronnen seien, von denen das erste noch nicht geboren war. Er sei nun so an alles und an alle gewöhnt. Auch habe der Gottlieb ja noch nicht säen gelernt, weil er, Daniel, das jetzt immer gemacht habe. Dazu komme der Bub in die Aemter, wie man sehe, mehr als recht sei.

Daniel hatte das Wasser in den Augen.

„Da könnt Ihr ganz ruhig sein“, sagte er. „Ich wäre jetzt vielleicht ein Lotter, wenn Ihr nicht gewesen wäret; damals in der Kerstengel. Vorläufig und bis auf weiteres denke ich nicht ans Fortgehen. Es müßte schon etwas ganz Besonderes vorfallen.“

Aber es fiel nichts Besonderes vor. Daniel blieb Knecht beim Bani-Gottlieb; viele Leute wußten nicht einmal mehr, daß er nicht zur Familie gehöre; denn Gottlieb sagte nach wie vor „unser Daniel“ und duzte ihn, obschon ihn Daniel seit dem Todestage Bani's beharrlich mit „Ihr“ anredete. Das gehe nicht anders, sagte der; man müsse doch wissen, wer Meister sei.

Als ihn der Traubenwirt einmal fragte, ob er denn mit dem Bani einen ewigen Akkord abgeschlossen habe, meinte er gelassen, das Fremdsein bekomme ihm nicht gut; er mache da zu viele Stiefel kaput.

Daniel rechnete es sich als große Ehre an, Gottliebs ersten Buben aus der Taufe heben zu dürfen. Er bewegte sich steif in seinem schwarzen Kleide und trug den unvermeidlichen Zylinder mit Würde und Stolz.

Die Gotte!, Frau Linas jüngere Schwester Justine, sagte nach dem Taufmahl scherzend, sie müsse eigentlich schon bekennen, daß ihr der Götti etwas zu alt sei.

Daniel meinte dagegen, zur Not tue er's schon noch; und er sei wirklich noch nie so froh gewesen über seine Bestandtheit, wie eben heute. Denn mit seinem angeborenen Fehler müsse er halt rechnen: um ein hübsches Mädchen komme er nie herum.

„Ja, guckt mich nur an“, fuhr er ganz ernsthaft weiter, als sie ihm einen ungläubig schelmischen Blick von der Seite her gab. „Guckt mich nur an, das paßt mir gerade. Halt weil man gar nie weiß, was so ein junges Ding mit den Augen meint. Da habe ich nachher wieder eine ganze Woche lang daran zu studieren. Und wenn der Hund alt ist, liegt er erst recht gern in der Sonne.“

Das Mädchen mußte hell herauslachen. Jetzt habe sie gemeint, er sei immer ganz von Holz gewesen, und nun könne er ja schwindeln wie der erste beste Schwerenöter. Wenn er halt zwanzig Jahre jünger wäre, wollte sie ihm für seine Schelmerei einen Kuß geben.

Daniel gab zu verstehen, daß er seinerseits sich aus dem Altersunterschied nichts machen würde. Und in guter Laune

1) Taufpatin.

faßte er das muntere Kind gleich am Tische, daß es alle sahen, um den Hals und gab ihm einen herzhaften Kuß.

„Wenn's Euch allenfalls gar nicht recht ist, könnt Ihr ihn mir zurückgeben“, meinte er dann. Aber als ihn das Mädchen halb erschrocken, halb verwundert ansah, wurde er doch ein wenig verlegen.

„Das kommt bei mir bloß alle zwanzig Jahre einmal“, beruhigte er sie lächelnd.

Dieser Tag habe ihn sehr gefreut, wiederholte er nachher oft.

Der kleine Bernhard bekam vom Götti als Angebinde tausend Franken ins Sparheft. „Für mich langt's doch noch“, sagte er. „Und es bleibt wenigstens auf die Art im Hause.“

Daniel war mit seinem Leben nicht unzufrieden. Wenn sein Leibgericht auf dem Tische stand: grüne Bohnen und Speck, dann erklärte er schmunzelnd: „Wie ich mir's ansehe, ist's halt immer schön auf der Welt, wenn man brav schaffen und brav essen mag.“ Sobald der kleine Bernhard ein wenig marschieren konnte, nahm er ihn so oft es anging mit aufs Feld, belehrte ihn über dies und das und schwatzte mit ihm wie mit einem Großen. „Sieh, diese breite Wiese gehört uns; und die Rüben daneben und der große Kornacker. Zwei ganze Tage habe ich da im Herbst mit dem Rapp und mit dem Fleck zu ackern gehabt. Aber da wird's halt nicht bloß so ein bißchen obenher geschält, wie's der Kehlhofer nebenan macht. Drum ist auch unsere Saat viel grüner als die seinige; der Herrgott gibt nichts umsonst, er will einen guten Willen sehn. Mein, wenn da erst die Mehren herauskommen, so in vier Wochen! Da wird man den Unterschied noch viel besser sehen.“

Daniel schaffte in allem, wie wenn's ihn selber angehe. Nachdem er mit einem Tagelöhner in harter Winterarbeit den schönen Wald in der Nachtweid gefällt hatte, setzte er es durch, daß der Schlag im gleichen Frühjahr geräumt und frisch bepflanzt wurde. Er ging nachher jeden Sommer vor der Heuernte mit der kurzen Waldsenfe hinaus, um die jungen Tännchen zu „erlösen“, wie er sagte. Unbarmherzig fuhr er in die Disteln- und Brombeerwäldchen hinein und half den schwächeren Sößlingen unter dem Gesträuch hervor: „So, nun könnt ihr wieder schnaufen!“ Nach wenigen Jahren stand der Jungwald wie eine Mauer da. Wehe dem Frevler, der sich da Besenreißig abzwicken oder einen Christbaum herauszauen wollte! Bänis Daniel paßte hartnäckiger auf als mancher Förster.

Einmal erwischte er den Kaspar Wenk beim Absägen eines schönen, freistehenden Tännchens. „Geht das!“ schrie er ihn an. „Ist das Christentum, wenn man sein Holz stehen läßt und den Weihnachtsbaum dem Nachbar stiehlt? Wenn man ein solches Tännchen abhaut, das seinen Platz gehabt hat, der nun immer leer bleiben muß? Wenn ich so eine Lücke sehe zwischen alten Stämmen, wo die Sonne auf den Boden scheint; denk ich jedesmal: Da ist goppel auch einmal ein schlechter Hund gestanden und hat ein Bäumchen abgesägt!“ Der Kaspar wollte ihn beschwichtigen: „Tu doch nicht so! Der Bänis-Gottlieb gibt dir keinen Dankdirgott!“ Dann streckte er ihm einen Zweifränkler hin. „Da, nimm das. Was hast du von diesem Holz?“

Daniel schlug ihm das Geld aus der Hand. „Man kann den Baum nicht mehr aufstellen. Nehmt ihn jetzt nur heim und habt Freude daran, wenn ihr könnt!“

Damit ließ er ihn stehen.

Seine Grissen und Wunderlichkeiten hatte Daniel auch. Aber Gottlieb war verständig genug, ihm manches zu übersehen. Er hielt mit ihm Rat, wie die Arbeit einzuteilen sei. Ob man mit Emden zuwarten, oder ob man das gute Wetter benützen wolle? Ob man wohl die Weiherwiese einmal umpflügen sollte, der vielen Herbstzeitlosen wegen? Ob der alte Holzbirnbaum im Tobel zu verjüngen oder umzuhauen sei?

Daniel sagte meistens zuerst: „Macht's, wie Ihr meint.“ Dann aber sagte er seine Meinung auch, und es ging in der Regel darnach.

So durfte er auch seinen Stolz haben, so gut wie jeder Bauer, wenn er mit einem Heufuder die Dorfstraße herabfuhr,

oder wenn am Septemberabend die langen, gefüllten Kartoffelsäcke wie Soldaten in Reih und Glied an der Steinhalde standen. Die Nachbarn redeten am Sonntag beim Schoppen mit ihm als mit ihresgleichen, und er behielt den Mund auch nicht im Saß, wenn ihm etwas nicht glatt vorfam. Als einmal der Steinerberger Julius in der Ilge im Kerstenhof über seine zwei Knechte loszog und behauptete, wenn man drei Jucharten Land mit Knechte-Samen besäen würde, man brächte feinen einzigen rechten davon, sagte ihm Daniel unter die Nase, der Boden sei halt manchmal auch darnach. Und es wäre drum vielleicht besser, wenn jeder seinem Nachbarn für Buben sorgen würde. Es hieß nämlich, des Schwendipeters Sohn sehe dem Steinerberger Julius ähnlich.

Als Daniel Pfund gegen die Fünzig rückte und sein Steuerzettel 9000 Franken Vermögen wies, bekam er zu seiner Verwunderung noch Verwandte. Ein Vetter kam von Guldenbach herüber; Daniels Vater selig sollte ein Geschwisterkind zu seiner, des Veters, erster Frau gewesen sein. Er habe schon lang im Plan gehabt, einmal nach Raskader zu kommen; man rede in seinem Hause fast jeden Tag von Daniel. Die Frau lasse ihn auch grüßen, und es würde beide sehr freuen, wenn er einmal im Winter für ein paar Wochen zu ihnen ins Städtli käme. Er habe ein Spezereigeschäft; da könne Daniel die beste Sorte Tabak auslesen, besser als seine Stinkadores da. Abends gehe man ins Bier. Der Scheibenwirt habe schon gesagt, mit so einem währschafften, verständigen Bauersmann möchte er auch einmal ins Gespräch kommen. Das wäre eine nette Abwechslung.

Daniel sagte: „Man kann ja dann später sehen. Und wegen dem Tabak — vorläufig ist mir der Faßtabak gut genug.“

Dann kam auch der Heinrich Kläui von Ennetwald herüber, der den Vetter Klaus beerbt hatte. Er beklagte sich, daß Daniel gar nie etwas von sich hören lasse. Seine, Kläuis Großmutter sei doch auch eine geborene Pfund gewesen, und früher habe man die Verwandtschaft immer gepflegt. Natürlich, wenn man's gut habe, wie der Daniel jetzt, vergesse man die ärmeren Vettern. Schließlich fragte er Daniel, ob er ihm nicht mit fünfhundert Franken aushelfen würde; wenn's nur auf Martini wäre. Auch sollte er einen Bürgen haben auf einen Ueberbrief von dreitausend Franken; es sei absolut nichts zu verlieren. Als Daniel ihn mit offenem Mund ansah, teilte er erklärend mit: „Ja, gelt, am Vetter Klaus hat man sich fest trumpiert!“ Statt daß er Geld auf den Leuten gehabt, wie man glaubte, ist er schon damals auf den äußersten Ästen gewesen und hat immer von einem Nagel an den andern gehängt.“

Daniel sagte: „Man kann ja dann später sehen“, und ließ den Vetter seiner Wege ziehen.

Und an einem Herbstsonntag kam die Witwe des Wegmachers Krieff in Reichenberg, die von Raskader gebürtig und mit Daniel konfirmiert worden war, herauf und bestellte beim Bänis-Gottlieb hundert dürre Reismellen. Als Daniel das Holz vor ihrem Häuschen ablad, stand sie immer neben ihm und rühmte, wie er noch jung aussehe. Dann hieß sie ihn in die Stube kommen, stellte ihm Most, Brot und Käse auf und setzte sich leutselig ihm gegenüber. Es freue sie so, daß sie ihn wieder einmal sehe; sie habe ihn früher immer gern gemocht; jetzt dürfe sie das ja schon sagen. Wie es ihm denn auch so gehe? Sie habe doch schon viel an ihn gedacht und sich um ihn gekümmert. Denn wenn so ein alleinstehender Mensch in die alten Tage kommen müsse, werde er gewöhnlich verschuppt. Es wäre halt doch das einzig Richtige, wenn er noch heiraten würde.

„Ich meinerseits habe das nicht mehr im Sinn“, fuhr sie dann weiter, als Daniel nichts erwiderte, sondern gelassen Brot und Käse aß. „Nicht daß es etwa schon so weit wäre, daß — hm — die Stunden sind halt verschieden.“ Sie lächelte ein wenig. „Ja, wenn halt so ein stiller, braver käme, so ein beständiger — ich meine jetzt nicht gerade dich — ich weiß nicht, aber ich glaube, ich könnte nicht nein sagen.“

Daniel schnitt sich noch ein Stück Käse ab. „Man kann ja dann später sehen“, meinte er, ohne sich beim Essen stören zu lassen.

Frau Kriesli begleitete ihn nachher hinaus; sie legte es ihm unter der Türe noch ans Herz: „Gelt, Daniel, vergiß dann das nicht, was ich gesagt habe!“

„Vergessen tu ich's nicht“, erwiderte er, indem er sich ein Pfeifchen stopfte. „Aber es wird halt schon nicht gut gehen. Die Namen passen so dumm zusammen: „Pfund-Kriesli“¹⁾ mag doch niemand gern heißen.“

Als Daniel an seinem vierundfünfzigsten Geburtstag beim Morgenessen saß, kam das Marili, Gottliebs Jüngste, mit einem Strauß aus roten und blauen Astarten in die Stube und sagte ein hübsches Gedichtlein auf, das der Lehrer Haberfaat in Ralfacker extra für diesen Anlaß gemacht hatte. Daniel legte den Löffel weg und hörte ganz still zu. Dann strich er dem Kinde mit seiner klobigen Hand über das Blondhaar; er konnte nichts sagen. —

Raum eine Stunde später fiel er vom Heuboden auf die Tenne und wurde für tot ins Haus getragen. Gegen Abend kam er endlich wieder zur Besinnung; er meinte, das werde er nun wohl schließlich überhauen, weil er bis jetzt noch nie krank gewesen sei . . .

Daniel Pfund verstarb denn auch am folgenden Tage, nicht ohne über seinen Nachlaß verfügt zu haben. Für die Vetterchaft blieb nicht viel übrig. Es sei doch alles da auf dem Gewerbe gewachsen, meinte er. Und wenn er achtzig geworden wäre, hätte es auch keine lachenden Erben gegeben.

Es war sein ausdrücklicher Wunsch, daß der Gemischte Chor ihm als einem Ledigen in der Kirche singe. Das sei immer schön.

¹⁾ Dialektausdruck für Kirschen.

Und die Julie Hirs habe so eine helle Zweitstimme, die man aus allen heraus höre. —

Es war ein großer Leichgang. Die Schwendibäuerin und die Näni Spinner waren auch herabgekommen; sie schritten zufällig neben einander im Zuge. Die Schwendibäuerin sagte im Gehen: „Warum hat der wohl nicht heiraten mögen?“

Es nehme halt mancher die rechte Zeit nicht in acht, meinte die Näni. Und es wäre eine noch gut mit ihm gefahren.

Der Guldenbacher Better fragte nach dem Leichmahl, ob der Verstorbene nicht vielleicht noch irgendwo Bares versteckt habe? Gottlieb ging mit ihm und mit dem Kläui in die Kammer hinauf. „Da hat er geschlafen. Sucht selber!“

Sie kramten den Kastenfuß aus und fanden, zu unterst unter Kleidern versteckt, eine mit Schnüren zugebundene Schachtel. Es lag ein blaues Osterei darin und eine vergilbte Glückwunschkarte, mit der Aufschrift: „Ende Mai komm ich heim. Gruß und Kuß!“ Daneben kam, in Seidenpapier gewickelt, eine ganze verdorbene Tabakspfeife zum Vorschein. Der Daniel habe die einmal an der Steinhalde aus dem Boden geackert, erklärte Gottlieb.

Sie wollten nun auch das Bett noch untersuchen. Aber da kam Frau Lina die Stiege herauf. Sie sperrte die Türe angelweit auf und sagte bestimmt: „Da hat der Zimmermann das Loch gemacht!“

Der Guldenbacher und der Kläui tranken noch einen Schoppen in der „Traube“ und ärgerten sich, daß dem Gemischten Chor dafelbst ein Trunk verabreicht wurde. „Aus unserem Geld!“ knurrte der Kläui zwischen den Zähnen.

„Mich wundert nur, was der noch mit der schäbigen Tabakspfeife hat anfangen wollen“, meinte er nachher.

Der andere entgegnete halbblut in den Tisch hinein: „Sind halt Hof-Narren da oben herum, alle. Und er war der größte.“

Im Kohlenbergwerk

Von Walter Schweizer

Bei der überraschenden Bedeutung, die der Kohle in der Weltwirtschaft zukommt, ist es erstaunlich, welch' unklare Begriffe darüber bestehen, wie es denn eigentlich in einem solchen modernen Kohlenbergwerk aussieht. Den eisernen Turm, über welchen die Aufzugsseile von der Fördermaschine zu den Förderkörben (Schalen) laufen, kennen wir meistens alle von Bildern; was jedoch der dunkle Schoß der Erde verbirgt, — und unter was für Umständen die Leute hier arbeiten müssen, ist den meisten unbekannt.

Durch die Schachtröhre sind wir im Aufzug 600 Meter in die Tiefe gefahren und befinden uns nun bei einem Kohlenflöz, dem Füllort, weil man hier die, in den Grubenhanten, aus allen Teilen der betreffenden Etage herbeigeförderte Kohle mit-samt dem Hunt in die Förderchale verlädt („einfüllt“). In nächster Nähe liegen die Pumpenkammern, von wo aus das in der Grube zusammenströmende Wasser hochgepumpt wird. Beim Anblick eines solchen Maschinenraumes mit seinen gewaltigen Pumpen und Antriebsmotoren vergißt man eigentlich ganz, daß man sich tief unter der Erdoberfläche befindet.

Wir beginnen also unsere Wanderung durch die „Unterwelt“ vom Füllort aus, von welchem zunächst die Hauptstraßen (die Querschläge) und „Strecken“ ausgehen. Von diesen zweigen kleinere Nebenstraßen ab und diese verzweigen sich dann wieder bis in die eigentlichen Gewinnungsstätten der Kohle, „die Abbaue“. Wir haben es hier mit einem viele Kilometer langen Verkehrsnetz zu tun, wobei die Straßensysteme der einzelnen Etagen oder Horizonte außer durch den Schacht auch noch durch geneigte Strecken, sogenannte Bremsberge, auf denen die Förderung mittels Seil — oder Kettenbahnen erfolgt, untereinander verbunden sind.

Durch standfestes Gestein oder, wie es der Bergmann nennt, „Gebirge“, kommen wir weiter. Nach 10 Minuten Wanderung kommt von fern ein Licht auf uns zu, — ein Zug naht und das mit vollen Hunten. Als Triebkraft dieser Lokomotive dient Preßluft, weil Dampf oder Elektrizität in einer Schlagwettergrube unzulässig sind. Jetzt kommen wir in das Gebiet der „Türstöcke“, bis auf einmal der ganze Weg nur noch aus starken Rundhölzern besteht, um den Gebirgsdruck auszugleichen. Aber schon nach wenigen Wochen brechen auch die stärksten Hölzer wie Zündhölzchen, so daß man jetzt zum Betonformstein-Ausbau übergegangen ist.

Aus der Ferne vernehmen wir Sprengschüsse, wir sind im Gewinnungsgebiet der Kohle, dem sogenannten „Abbau“ angekommen und hier nun folgt Leerzug nach Leerzug, um Kohle aufzunehmen, während vor dem Wagenzug ein lammfrommes, recht feistes Pferdchen zieht, das sich munter nach uns umschaut. Wir hören dabei bei dieser Gelegenheit, daß die Erzählungen vom Erblinden der Grubenpferde ins Reich der Fabel gehören, daß diese Pferde vielmehr nach 10—15 jähriger Dienstzeit im Finstern noch viele Jahre auch obertags recht gut zu verwenden sind. Und dann sind wir im Bereich der Bohrhämmer, die ebenfalls mit Druckluft angetrieben die Löcher für die Sprengladungen herstellen. Wir sind, wie der Bergmann sagt „vor Ort“, das heißt, wir befinden uns an einer Stelle, an welcher ein bereits teilweise fertiger Gang (Strecke) noch weiter von den Bergleuten, (den „Häufnern“) ausgebrochen, oder verlängert wird. Im Abbau selbst umgibt uns nun die schwarze, fettglänzende Masse und es ist für unser Vorstellungsvermögen unsäglich, daß hier vor aber und aber Millionen Jahren unermeßliche Wälder riesiger Schachtelhalm, Siegelbäume und Farne gestanden sind.